

auf *Niederländischen Wandfliesen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*, Münster 1994, und Kurt Perrey (Hg.), *Mit Bilderfliesen durch die Bibel*, Weener 2005. Angesichts der üppigen Ausstattung ist der Preis keineswegs zu hoch.

Insgesamt gesehen führt das Buch ansprechend in eine den meisten Menschen wenig vertraute Bilderwelt, die künstlerische Leistung mit biblischer Aussage zu verbinden weiß.

Lutz E. v. Padberg

## 2. Mittelalter

---

Hans-Werner Goetz: *Gott und die Welt. Religiöse Vorstellungen des frühen und hohen Mittelalters*, Teil I, Band 1: *Das Gottesbild*, Orbis mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters 13,1, Berlin: Akademie Verlag, 2011, Hardcover, 338 S., 29 schw./w. Abb., 24 farb. Abb., 99,80

---

Mit diesem auf drei Bände angelegten Werk betritt der renommierte Hamburger Mediävist Hans-Werner Goetz Neuland. Natürlich fragt man sich, warum ein Historiker ein theologisches Problem in einer umfangreichen Untersuchung behandelt. Das ist aus zwei Gründen nachvollziehbar, denn erstens liegt ihr die moderne Methode der Vorstellungsgeschichte zugrunde und zweitens ist die Thematik erstaunlicherweise bislang nicht umfassend erforscht, weil die Theologie die historische Perspektive oft genug vernachlässigt. Der Geschichtswissenschaft, das macht Goetz von vornherein klar, geht es „nicht um Gott selbst, sondern nur um die Vorstellungen [...], die sich die Menschen von Gott machen“ (51). Für den Historiker ist dabei selbstverständlich, dass diese Vorstellungen „zeitgemäß veränderlich sind und somit Aufschluss über die zeitspezifischen Vorstellungswelten geben: Jede Zeit entwickelt ihre eigenen Vorstellungen von Gott und ihr eigenes Verhältnis zu Gott und setzt ihre eigenen Akzente“ (52). Da auch gegenwärtige Gottesvorstellungen durchaus einen Bezug zu früheren Epochen haben, nimmt man das Buch mit einiger Erwartung in die Hand.

In der Einleitung in das Gesamtprojekt wird der Leser zunächst eingehend mit dem neuen methodischen Zugang, der Vorstellungsgeschichte, vertraut gemacht. Ausgangspunkt ist das allzu bekannte Problem der Quelleninterpretation: „Zwischen dem Mittelalter und der Gegenwart liegen nicht nur mehrere Jahrhunderte, sondern vor allem auch andere Denkweisen, Einstellungen, Wertmaßstäbe und Verhaltensformen der Menschen, die dem Denken, Handeln und Schreiben (und somit auch unseren Quellen) zugrunde liegen und das Verständnis der überlieferten Texte und Gegenstände erschweren, deren Nichtbeachtung aber auch zu (typisch) modernen Fehlinterpretationen der Quellen führen“ (13). Das Ergebnis ist dann eine Verfälschung der Quellen, weil die Denk- und Wertmuster der eigenen



Zeit auf sie übertragen werden, und ein Nichtbeachten der Diskrepanz zwischen heutiger und mittelalterlicher Vorstellungswelt. Dagegen steht die Einsicht, dass Quellen „nicht ‚Fakten‘, sondern deren im Bewusstsein und in der Gedankenwelt des Autors gespiegelte, subjektive ‚Wahrnehmung‘ durch den Autor widerspiegeln, ja, dass ihr Bericht letztlich eine ‚Konstruktion‘ der Ereignisse und Vorgänge ist. Der Autor hielt ja nicht fest, was geschehen war, sondern wie er glaubte, dass es geschehen sei, wie er sich dieses Geschehen vorstellte oder wie er es sehen wollte (oder seinen Lesern vermitteln und glauben machen wollte).“ (18). Diese an sich bekannte Einsicht führt zu einer neuen Einschätzung der Quellen: „Die erhaltenen Werke werden [...] insgesamt als Zeugnisse über den Autor selbst und seine Wahrnehmung der Wirklichkeit, seine Deutungen und Wertungen und seine Stilisierungen der dargestellten Sachverhalte interessant“ (19). Indem so die Vorstellungen mittelalterlicher Menschen analysiert werden, erreicht man das Selbstverständnis dieser Epoche überhaupt.

Dabei ist zu bedenken, dass das Christentum im Verlauf seiner Ausbreitung durchaus Elemente anderer Religionen aufgenommen hat, zumal „von einem weithin gleichen Denken der Menschen, Christen wie Heiden, in dieser Zeit auszugehen ist“ (39). Zu Recht versteht Goetz daher den Christianisierungsprozess der Abendlandes auch als gleichzeitige „Adaption, Integration und Umdeutung heidnischer Elemente“ (41).

Auf dieser methodischen Basis werden dann die verschiedenen Aspekte des Gottesbildes herausgearbeitet: die mittelalterlichen Vorstellungen vom Wirken Gottes (Gott der Schöpfer, Lenker und Richter), die Vorstellungen vom Wesen Gottes, das Trinitätsproblem, rationale Gottesbeweise, Christologie sowie der Heilige Geist. Ein eigenes, mit 31 Tafeln ausgestattetes Kapitel beschreibt das Gottesbild im Bild (hier hätte man sich eine noch bessere Verzahnung von Text und Abbildungen vorstellen können). Da Goetz methodisches Neuland betritt, steht dabei die Diskussion mit der bisherigen Forschung nicht im Vordergrund, sondern die Analyse der Quellen. Und genau darin liegt der besondere Wert seiner Studie: in der Nähe zu den Quellen. Sie werden so ausführlich zitiert (im fortlaufenden Text übersetzt, in den Anmerkungen im Original), dass der Leser den Argumentationsgang mitverfolgen kann. Daher bestehen die Anmerkungen in langen Partien des Buches fast ausschließlich aus Quellenzitaten und -nachweisen. Es versteht sich von selbst, dass in einer so sorgfältigen Studie daneben alle thematisch relevante Literatur herangezogen wird. Davon legen die 1290 Anmerkungen sowie das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis Zeugnis ab (304–329).

In einem ausführlichen Fazit „Das Gottesbild des frühen und hohen Mittelalters“ werden die Ergebnisse vorgestellt (283–299). Unter anderem wird dabei ein Aspekt angesprochen, der schon den Theologen der Spätantike Kopfzerbrechen bereitete: „Zu den Problemen zählte sinnigerweise [...] gerade auch das spezifisch ‚Christliche‘ des Gottesglaubens, nämlich zum einen die Göttlichkeit Christi, der mit seinen beiden Naturen Gott und Mensch zugleich war, und zum an-



dern, damit verbunden, die Lehre von der Trinität, um deren Verständnis immer wieder gerungen wurde und deren augenscheinlicher Widerspruch zur Einheit und Singularität Gottes die Autoren im gesamten Zeitraum fortwährend beschäftigt“ hat (286). In der Summe kann festgestellt werden, dass „die Gottesvorstellungen, auf der Grundlage der biblisch-patristischen Tradition, bereits im frühen Mittelalter klar entwickelt und vermittelt wurden“ (290). Diese Erkenntnis führt zu einer gewissen Rehabilitierung des Frühmittelalters, das oft als theologisch unergiebig und öder Kompilation ergeben bezeichnet worden ist. Auch die oft vertretene These, der frühmittelalterliche Gott sei hauptsächlich als Kriegergott verstanden worden, bedarf der Korrektur. Gewiss, Gott bestimmt das Schlachtengeschehen wie schon bei Konstantin 312 an der Milvischen Brücke in Rom, aber nicht als Kriegergott, sondern als Weltenherrscher. Gottes Eigenschaften dürfen eben nicht getrennt betrachtet werden. „In mittelalterlicher Vorstellung ist Gott nicht strafend *oder* lieb, sondern strafend *und* barmherzig. Die göttliche Strafe *ist* Gnade. Gnade und Strafe sind nicht nur in Gottes Wesen dasselbe, sondern werden auch in den Vorstellungen von Gott als untrennbare Einheit empfunden“ (292). So ergibt sich für die zukünftige Forschung: „Alle vier Thesen eines grundlegenden Wandels des Gottesbildes im hohen Mittelalter: vom strafenden zum liebenden Gott, vom Kriegergott zum Friedensfürsten, vom distanzierten zum innig geliebten Gott und vom Weltenherrscher zum leidenden Christus, greifen zu kurz“ (295). Zu Recht betont Goetz, dass uns das Gottesbild des einfachen Volkes weitgehend verschlossen bleibt, weil die schriftlichen Zeugnisse von der kirchlichen Elite stammen. Gleichwohl wird man „die Auswirkungen des in Predigten und Liturgie ständig weitervermittelten dogmatisch-liturgischen Gottesbildes auf die Vorstellungen der Massen nicht unterschätzen dürfen“ (298). Hier bedarf es noch weiterer Untersuchungen.

Insgesamt gesehen ergibt sich ein ganzheitliches Gottesbild: Das Schöpfungswerk beinhaltet „von vornherein die Erlösung, die wegen der Obstinanz der Menschen freilich der strafenden und richtenden Hand Gottes bedarf: auf Erden als Mahnung, im Jüngsten Gericht als endgültige Entscheidung. Dieses nur scheinbar ambivalente Gottesbild des Mittelalters gilt den Menschen daher als Mahnung für ein christliches Leben. ‚Gottesfurcht‘ heißt daher nichts anderes als: sich so zu verhalten, dass der Mensch Gottes Liebe und Gnade verdient“ (299).

Abschließend bezeichnet Goetz seine Studie als Diskussionsangebot, ein sicher zu bescheidenes Etikett für dieses Standardwerk, das eindrucksvoll die Bedeutung der Vorstellungsgeschichte für die historische Forschung belegt. Mit feiner Ironie betont er, dass diese Herangehensweise „die – in mancherlei Hinsicht und vielen Aspekten weit subtileren und tiefer schürfenden – theologischen und philosophischen Erörterungen nicht ersetzen kann und will“. Aber, und das ist entscheidend, so bleiben wir geschichtswissenschaftlich „auf dem Boden des bei den Zeitgenossen selbst vorhandenen Wissens und Bewusstseins“ (299).



Der zweite Halbband handelt von der materiellen und personellen Schöpfung (Kosmos: Natur und Welt, Himmel und Erde; Geschöpfe: Engel, Teufel, Menschen) sowie dem Heilsgeschehen, der zweite Band erörtert konkrete Aspekte religiöser Vorstellungen (Buße und Sünde, Heilige und Wunder, Tod und Jenseits). Man darf auf die Fortsetzung gespannt sein.

Lutz E. v. Padberg

---

Wolf-Friedrich Schäufele: „*Defecit Ecclesia*“. *Studien zur Verfallsidee in der Kirchengeschichtsanschauung des Mittelalters*, Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte 213, Mainz: Philipp von Zabern, 2006, Hardcover, VIII, 408 S., 51,-

---

Vorstellungen vom Verfall von Kulturen, Gesellschaften, Institutionen – und somit auch Kirchen bzw. der Kirche – gibt es in unterschiedlicher Einfärbung zu allen Zeiten und überall. Die vorliegende Arbeit, die an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Mainz als Habilitationsschrift angenommen wurde, befasst sich exemplarisch mit vier Bewegungen bzw. Gruppen der mittelalterlichen Kirche, in denen sich der Gedanke des Verfalls der Kirche findet. Als Interessenmotiv verweist der Vf. auf „die Verfallsidee als Moment der Kontinuität zwischen der Kirchenkritik der mittelalterlichen Oppositionellen und der Reformation“ (2). Für den Pietismusforscher ist die Idee von einem stetigen Verfall der Kirche durch die Kirchenkritik, wie sie sich in der „Unpartheyischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ Gottfried Arnolds äußert, präsent. Diese Gedankenverbindung erscheint im vorliegenden Werk gar nicht, hätte aber ebenso wie die Reformation erwähnt werden können – nicht zuletzt weil manche Gedanken, die bei den Katharern und Waldensern dargestellt werden, durchaus Anklänge an die radikalpietistische Kirchenkritik bieten.

Bevor die vier Beispiele aus der mittelalterlichen Kirche dargestellt werden, wird die Verfallsidee als „kulturanthropologisches Ressentiment“ skizziert und dabei definiert: „Das Verfallsverdikt ist [...] Resultat einer Rationalisierung der Abwehrreaktion gegen eine beabsichtigte oder auch nur als solche empfundene Infragestellung der eigenen Werte und Lebensentwürfe durch die nachfolgende Generation“ (8). Spannend ist überdies ein Blick auf das Geschichtsverständnis der heidnischen Antike (9–22). Dabei wird deutlich, dass die übliche Unterscheidung zwischen einem zyklischen und einem linearen Geschichtsdenken keineswegs bedeutet, dass sich nur in letzterem so etwas wie eine Verfallsidee – oder vice versa – die Fortschrittsidee – etablieren, sondern, wenn auch abgeschwächt, im ersteren seinen Platz finden kann (9f). Skizziert wird die Behandlung der Verfalls- bzw. Fortschrittsvorstellung im hinduistischen Geschichtsdenken (12f), der griechisch-römischen Literatur (13–15) – hier mit dem Weltreiche-Schema der